

# Die Missgunst der weißen Frauen

**FEMINISMUS** Frauen sollten die US-Wahl und damit auch die Welt vor Donald Trump retten – so die Hoffnung in Europa. Man hätte wissen können, dass eine Gruppe da nicht mitziehen würde.

**E**s gab sie, die Anhängerinnen von Kamala Harris. Die bekannten, Popstars wie Taylor Swift und Beyoncé Knowles, Lady Gaga und Billie Eilish. Oder Michelle Obama und Oprah Winfrey, die beiden einflussreichsten Lebensberaterinnen der USA. Und Liz Cheney, die als Republikanerin zum anderen politischen Lager gehört. Es gab die unbekannteren, Wählerinnen aus allen Bundesstaaten der USA, die für die Präsidentschaftskandidatin der Demokraten stimmten: 53 Prozent der Wählerinnen entschieden sich für Harris. Nur reichte das nicht, um sie an die Macht zu bringen.

Damit kam es anders als erwartet oder doch zumindest von vielen (auch in Europa) erhofft: dass bei der erst zweiten Wahl in der Geschichte der USA, bei der eine Frau als Kandidatin einer der beiden großen Parteien antrat, sich diese auch einem überwältigenden Zuspruch durch die Frauen sicher sein konnte.

Was passierte stattdessen? 45 Prozent aller Frauen stimmten für den Republikaner Donald Trump: einen im Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch verurteilten Kriminellen, einen Mann, der einem Pornostar Schweigegeld zahlte und sich auf widerwärtige Weise über Frauen äußert («Grab 'em by the pussy»). Einen Mann, der dazu beigetragen hat, den Frauen das landesweite Recht auf Abtreibung streitig zu machen. Kamala Harris holte weniger weibliche Stimmen als Hillary Clinton 2016, und sie schnitt bei den Frauen schlechter ab als jene Männer, die zuletzt für die Demokraten antraten, Joe Biden (2020) und Barack Obama (2012). Die Kurve der Frauensolidarität bewegt sich, wenn man so will, nach unten.

Bei allen Frauen? Nein, auffällig ist, dass eine bestimmte Gruppe bei den drei zurückliegenden Wahlen (von denen zwei Trump gewann) dem Republikaner besonders treu ist: weiße Frauen. In diesem Jahr stimmten 53 Prozent der weißen Wählerinnen für Trump. Etwa so viele wie 2016, vier Jahre später waren es sogar noch etwas mehr. Die Gegenzahl: Ein sehr hoher Anteil schwarzer Frauen wollte Hillary Clinton, Joe Biden und nun auch Kamala Harris zum Sieg verhelfen. 91 Prozent wählten diese erste nicht weiße Präsidentschaftskandidatin der Demokraten.

Welchen Einfluss hatte diese Kluft? «There's no mystery. White women handed Trump the election», heißt es in einer aktuellen Kolumne der »L.A. Times«. Es sei offensichtlich, weiße Frauen hätten Trump den Wahlsieg

ermöglicht. Eine weitere Kolumne der Zeitung thematisiert die Wut schwarzer Frauen: Weiße Frauen würden als »schwache Schwestern« attackiert, heißt es darin, eben weil sie für Trump stimmten.

Die amerikanische Autorin und Aktivistin Austin Channing Brown hielt nach dem Ausgang der Wahl eine regelrechte Trauer- und Trost-Rede auf Instagram. Schwarze Frauen, sagt sie, würden gerade einen besonderen Schmerz erleben. Eine andere Wahl als weiterzukämpfen aber gebe es nicht. »Hoffnung ist eine Pflicht.« Einige Tage später meldete sich Brown erneut zu Wort – und ging auf jene weißen Frauen ein, die nun öffentlich ihre Solidarität ausdrückten und dabei blaue Armbänder trugen. Brown hält das für einen Ausdruck von Selbstbezogenheit, der Schwarzen nicht nur nichts nütze, sondern sogar schade. Ihre unmissverständliche Botschaft: »Lasst schwarze Frauen in Ruhe.«

Was zeigt sich da? Sind weiße Frauen tatsächlich frauenfeindlicher als Schwarze oder Latinas, haben sie ihre »Schwestern« im Stich gelassen? Sind Frauen insgesamt keine verlässliche Größe für ihre Geschlechtsgenossen?

Wer einen Blick in die feministische Literatur wirft, erfährt, dass der Feminismus länger schon in sich gespalten ist. Er ist, so kann man sagen, in Teilen ein unsolidarisches und rassistisches Projekt. Dass weiße Feministinnen von Anfang an die Ausgrenzung nicht weißer Feministinnen praktizierten, hat die US-amerikanische Geschlechterforscherin Kyla Schuller in ihrem 2021 veröffentlichten Buch »The Trouble with White Women: A Counterhistory of Feminism« aufgezeigt. Ihr zufolge ist es das Ziel dieses »weißen Feminismus«, weißen Frauen die Privilegien weißer Männer zu sichern, auf keinen Fall wolle er die Gesellschaft grundlegend verändern.

So erklärt sich, vor allem aus heutiger Sicht, weshalb starke Frauen in rechten bis rechtsextremen Parteien durchaus willkommen sind. Weshalb Georgia Meloni weit getragen wurde von ihrer Partei. Oder warum Trump als erster gewählter Präsident eine weibliche »Chief of Staff« ernannte. Solche Frauen rütteln nicht am weißen, patriarchalen System, sie machen es im Gegenteil noch salonfähiger.

Für die Wissenschaftlerin ist es darüber hinaus eine Fehleinschätzung, eine Frau, die Trump wähle, könne oder wolle keine Feministin sein. Viele seiner Anhängerinnen hielten sich für eine und würden sich explizit so

nennen. Ihr Vater sei ein Feminist, hat Trumps Tochter Ivanka 2016 behauptet.

Schuller sagt, der Feminismus drohe sich selbst zu erledigen, sie fordert in ihrem Buch eine Neuausrichtung und die Stärkung des sogenannten intersektionalen Feminismus, der Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen mit einschließt und umfassender ist. Sie schreibt: »Die Gegengeschichte des Feminismus zu kennen, bedeutet, einen Entwurf für eine gemeinsame Zukunft zu haben.«

Dass es so kam, wie es kam, dass Frauen damals und jetzt in hoher Zahl einen Frauenfeind bevorzugten, muss Gründe haben. Gründe, die genauer betrachtet und ausgesprochen werden müssen und die weit über die USA und den Fall Donald Trump hinausreichen. Leicht ist es nicht, sie zu erkennen. Anders als Hillary Clinton spielte Harris ihr eigenes Frausein nicht in den Vordergrund, thematisierte dafür in Reden und Werbespots immer wieder das Großthema Abtreibung und das Recht darauf – in der Hoffnung, auch Republikanerinnen anzusprechen. Nur war vielen Wählerinnen offenbar etwas anderes wichtiger.

Der Hauptgrund für das Ergebnis, so ist es in der Analyse immer wieder zu lesen, habe in den hohen Lebenshaltungskosten gelegen. Mit Trump, dem Geschäftsmann, haben die Wählerinnen offenbar die Hoffnung verbunden, er werde die Folgen der Preissteigerungen mildern oder sie gar rückgängig machen. Tatsächlich treffen Menschen ihre Wahlentscheidung oft nach ihrem Kontostand. Es gilt als rational. Aber war es deswegen auch rational, einem Menschen wie Trump so viel Macht zu geben?

Trump ist vor aller Augen bei eigenen Unternehmungen gescheitert. Seine ökonomischen Pläne, darunter hohe Zölle auf Importe, werden von fast allen Ökonomen und Ökonominen als Vorboten des Abschwungs eingestuft. Wer sich das bewusst macht, müsste es eigentlich für riskant halten, ihm eine ökonomische Weltmacht anzuvertrauen. Und der müsste sich bei Harris sicherer fühlen, die als Vizepräsidentin immerhin Teil einer Regierung war, unter der sich die US-Wirtschaft insgesamt erholt hat.

Auch ein anderes scheinbar »rationales« Argument für Trump offenbart bei genauerer Betrachtung einen doppelten Boden. Einige linke Frauen hätten sich von Harris eine eindeutigere propalästinensische Haltung gewünscht. Doch wer das tut, kann sich über



Evan Vucci / AP



Evelyn Hockstein / REUTERS

**Trump-Anhängerin, Harris-Unterstützerinnen:** Die Kurve der Frauensolidarität bewegt sich nach unten

einen Sieg Trumps nun wirklich nicht freuen. Es spricht alles dafür, dass Trump die Politik von Israels Premier Benjamin Netanyahu noch kräftiger unterstützen wird.

Man kann dieses Spiel ewig so weiterspielen: Natürlich mag es Gründe geben, die gegen Kamala Harris sprechen. Aus diesen Gründen lässt sich aber logisch kaum folgern, dass Donald Trump die bessere Wahl gewesen ist. Vor allem nicht aus Sicht der Frauen.

Damit aber wäre man bei ebenjenen tieferen Gründen, die bewusst oder unbewusst bei der Wahl Donald Trumps zum 47. Präsidenten der USA eine Rolle gespielt haben könnten: einer grundsätzlichen Skepsis auch von Frauen einer Kandidatin gegenüber. Oder, härter ausgedrückt: einer Frauenfeindlichkeit von Frauen.

Es ist das große Tabuthema des Feminismus, dass Frauen andere Frauen verachten können. Auch Feministinnen meiden es mitunter, darüber zu sprechen, weil sie zu Recht befürchten, dass dadurch Frauen die Schuld an der ungleichen Lage der Geschlechter gegeben wird. Dabei geht es in diesem Punkt erst einmal nicht um Schuld. Es geht darum, Prägungen zu durchschauen, für die niemand etwas kann. Und darum, Unbewusstes ins Bewusstsein zu holen.

Außerdem geht es darum, zwei Umstände anzuerkennen: Ja, Frauen sind oft auf beeindruckende Weise solidarisch miteinander, sie vernetzen sich, organisieren Mentorinnen-Programme, bei denen erfahrene Chefinnen den weiblichen Nachwuchs unterstützen. Das heißt aber nicht, dass es neben dieser Solidarität nicht auch etwas anderes gibt: ein verinnerlichtes Gefühl, dass Frauen weniger wert seien als Männer, weniger geeignet, ein Land zu führen. Und bestraft werden müssen, wenn sie es versuchen.

Wenn Frauen und Männer unbewusst schädlichen Frauenbildern folgen, spricht man von internalisierter Misogynie. Die US-Wahl ist ein guter Anlass, sich damit zu befassen, weil sich hier eine extreme Konstellation ergeben hat – eine Konstellation wie aus dem Lehrbuch.

Frauen sollen und müssen sich natürlich nicht automatisch dafür entscheiden, eine Frau einem männlichen Kandidaten vorzuziehen. Wenn für sie mehr Gründe dafürsprechen, den Mann zu wählen, sollten sie sich frei fühlen, diesen Gründen zu folgen. Doch als Wählerin einen Lügner und Autokratenfreund, der nun bei Amtsantritt auch noch der älteste US-Präsident aller Zeiten sein wird, einer gut ausgebildeten, politisch erfahrenen Frau im besten Alter vorzuziehen – das ist ein geradezu selbstzerstörerisches Verhalten.

»Erst mal wirkt es paradox, wenn Frauen so offensichtlich gegen ihre eigenen Interessen entscheiden«, sagt Andrea Geier. Die deutsche Literaturwissenschaftlerin und Professorin an der Universität Trier war mehrere Jahre im Vorstand der Fachgesellschaft für Geschlechterstudien, sie hat viel über Misogynie geforscht. »Doch wenn sie aufwachsen, finden Frauen

wie Männer Rollenbilder vor, die sie selbst nicht geschaffen haben. Sie übernehmen sie meist unbewusst. Und wenn Führungsstärke seit Jahrhunderten Männern zugeschrieben wird, dann ist das eine zähe Vorstellung. Sie führt dazu, dass sich auch viel leichter Zweifel daran wecken lassen, ob eine bestimmte Frau wirklich führungsstark ist.«

Geier glaubt, dass ein komplexes System aus Ursachen zu dem Wahlergebnis in den USA geführt habe. »Internalisierte Misogynie aber spielte sicher eine Rolle.« Viele hätten vermutlich durchschaut, dass sie mit Trump eine problematische Figur gewählt haben. Doch eine für Frauen typische Haltung sei es, dass man es schon schaffe, mit solchen Männern umzugehen.

Wenn Frauen sich selbst nicht als Opfer sehen wollten, offenbarten sie damit häufig ein Bedürfnis nach »Selbstwirksamkeit«, so nennt es Geier: »Frauen wollen sich nicht machtlos fühlen und wollen sich das auch beweisen.« Frauenfeindlichkeit wird so eher als privates Problem betrachtet, nicht als ein politisches.

Vielleicht muss man an dieser Stelle hervorheben, dass Trump vor allem von Männern möglich gemacht wurde, keinesfalls sollte man dem im Trend liegenden und die Männer entlastenden Erklärungsmodell folgen, ausschließlich Frauen seien verantwortlich, sie hätten es vermasselt. 55 Prozent der Männer haben Trump gewählt, insbesondere weiße und Latino-Männer standen hinter ihm.

Aber auch das Wissen um eine vom Populismus angezogene männliche Wählerschaft sollte den Blick auf die Mitverantwortung vor allem weißer Frauen nicht verstellen. Offensichtlich sitzen bei ihnen bestimmte Konditionierungen besonders tief. Bemerkbar machen die sich auch andernorts und jenseits des politischen Raums.

Der Bestsellerautor, Unternehmensberater und Coach Peter Modler hat in seiner beruflichen Praxis viele Frauen in führenden Jobs beraten. Seine Bücher »Das Arroganz-Prinzip« und »Die freundliche Feindin« gelten als Standardliteratur für Karriereanwärterinnen. Er plädiert dafür, Entmythologisierung zu betreiben, aufzuräumen mit dem unrealistischen Anspruch, dass Frauen generell über den besseren moralischen Kompass verfügten als Männer. Seine These, provokant vorgetragen: »Beide Seiten haben ein Rad ab. Damit lässt sich arbeiten.«

Nur ist die Macht nicht gleichermaßen auf beide Seiten verteilt. Und Frauen werden nicht nur von Männern, sondern auch von anderen Frauen marginalisiert. Auch Modler weiß um den Einfluss der gesellschaftlichen Prägung. Frauen und Männer würden überwiegend und von klein auf in »unterschiedlichen Systemen der Kommunikation und Selbstversicherung« trainiert, sagt er und bezieht sich damit auf Begriffe der amerikanischen Soziolinguistin Deborah Tannen. Viele Männer seien es zum Beispiel gewohnt, erst einmal die Rangfolge zu klären, bevor sie auf Argumente eingingen. Man spricht von einem

vertikalen System. Ein Großteil der Frauen bewege sich dagegen in einer horizontalen Struktur. Dort werde der Rang von denen, die ihn innehätten, lieber heruntergespielt. Statussymbole zum Beispiel würden im beruflichen Umfeld eher nicht vorgezeigt, der hochpreisige Dienstwagen bleibe in der Garage. Viel wichtiger sei für Frauen, Zugehörigkeit zu demonstrieren und zu pflegen.

Das sei Teil des Problems, so Modlers Erfahrung. Denn mit der Zugehörigkeit sei es spätestens dann vorbei, wenn eine Angehörige dieser auf Gleichheit ausgerichteten Gruppe hervorstechte. Sie werde im schlimmsten Fall dafür bestraft, zwar nicht direkt, nicht laut, sondern subtil und still. Und was eignet sich besser für eine lautlose Rache als eine geheime Wahl?

Modler vermutet, die Trump-Wählerinnen hätten auch deswegen gegen eine Frau entschieden, weil diese ausgesichert sei aus dem horizontalen System. Trump dagegen habe, so Modler, im für Männer vorgesehenen vertikalen Modell von seiner Sonderrolle profitiert. Er war der Star seiner Realityshow »The Apprentice«, bevor er Politiker wurde, er war den Menschen vertraut, sie sind mit ihm aufgewachsen. Auf diese bizarre Weise habe er sogar mehr Zugehörigkeit vermittelt, als Harris es je gekonnt hätte.

Hinzu komme die seltsame Vorstellung, Frauen seien mit größerer moralischer Kompetenz ausgestattet. Und obwohl das auch dem (anerzogenen) Selbstbild vieler Frauen entspricht, schadet es ihnen, so sieht es Modler. Es mache Fehlverhalten von Frauen in der Wahrnehmung noch untragbarer als das von Männern, liefere einen weiteren Grund, Frauen stärker zu kritisieren. Und führt zu der falschen Logik, es sei Männern wie Trump eher gestattet, sich danebenzubenehmen.

Erfunden wurde die Idee von der Frau als höherem Wesen von Männern, sie haben vor langer Zeit schon die »feineren Seelenkräfte« der Frauen beschworen. Die Historikerin Ute Frevert beschreibt in ihrer essayistischen Abhandlung »Mächtige Gefühle«, dass auch Frauen sich diese Sicht zu eigen machten, immerzu die weibliche Empathie beschwören.

Dabei hat diese Vorstellung mit der Realität wenig zu tun. Sie täuscht vielmehr darüber hinweg, dass Frauen in der patriarchalen Realität regelrecht zu Konkurrentinnen untereinander erzogen wurden. Auch zu Konkurrentinnen um eine Trophäe namens Mann.

Adlige, auch bürgerliche Frauen hatten über Jahrhunderte nur eine Möglichkeit, sich materiell abzusichern – und zwar zu heiraten. Im Wettkampf um die solventen Männer galt es, sich einen Vorteil zu verschaffen: mit einer möglichst angenehmen Art und gutem Aussehen. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg kehrten viele Frauen, die eben noch auf sich allein gestellt waren, wieder in die alten Rollen zurück, diesseits wie jenseits des Atlantiks. Die Historikerin Miriam Gebhardt schreibt in ihrem Buch »Unsere Nachkriegseltern«:



Trish Badger / imageSPACE / Cover-Images / INAGO



Jacquelyn Martin / AP / dpa



David Mose / EPA

Wahlkämpferinnen Beyoncé, Obama, Winfrey: »Hoffnung ist eine Pflicht«

»Die alleinerziehenden Kriegswitwen mit ihren Depressionen und ihrer Überbeanspruchung taugten eher zur Abschreckung als zur Nachahmung. Ihre Töchter, die späteren Nachkriegsmütter, eroberten lieber einen Ehemann, der sie vor dem Schicksal der Autonomie bewahrte – und mit dem sie das Familienideal nachholen konnten, das ihnen als Kriegskind vorenthalten worden war.«

Aber auch eine weitere knappe Ressource begünstigte den Konkurrenzkampf unter Frauen, und zwar die der Macht. Da es bislang nur wenige Frauen an die Spitze von Politik und Unternehmen schaffen, werden die, denen es gelungen ist, oft von Kolleginnen bekämpft, vielleicht weil diese selbst von einer Karriere träumen. Andersherum kann es vorkommen, dass Frauen an der Spitze begabte Frauen lieber nicht fördern, weil sie keine Konkurrentinnen heranziehen wollen, nach dem Motto »Es kann nur eine geben.«

Viele strukturelle Gründe führen dazu, dass Frauen es manchmal nicht gut miteinander meinen. Frauen haben die dafür verantwortlichen Strukturen vorgefunden. Ist betont un-solidarisches Verhalten deswegen zu entschuldigen? Niemand ist seinen Prägungen für immer ausgeliefert. Sind Frauen also mitverantwortlich zu machen am erneuten Aufstieg Donald Trumps? Ja, zumindest die, die ihn oder die gar nicht gewählt haben.

»Solange Frauen sich nicht gegenseitig unterstützen, nicht gut übereinander sprechen und der Kollegin den Karrieresprung nicht gönnen, werden sie das Nachsehen gegenüber Männern haben«, sagt Michelle Müntefering. Die Politikerin war Staatsministerin im Auswärtigen Amt und engagierte sich dafür, Frauen in der Politik überall auf der Welt stärker einzubeziehen. Müntefering sagt, dass Frauen immer noch anders wahrgenommen würden, sich mehr beweisen müssten. Für sie sei es anstrengender – und sie könnten sich das Leben zumindest gegenseitig erleichtern.

Wer kann eine bessere Gesellschaft entwerfen? Es sind, auch das zeigt ein Blick auf die Zahlen, in erster Linie die jüngeren Frauen – schwarze und weiße. 61 Prozent der Wählerinnen im Alter von 18 bis 29 haben für Kamala Harris gestimmt, deutlich mehr als in anderen Altersgruppen. Das kann all jenen, die sich eine andere gesellschaftliche und politische Ausrichtung wünschen, Zuversicht geben. Allerdings stehen dieser Zukunft vier Jahre unter Donald Trump im Weg.

Die 22 Jahre alte Billie Eilish hat diese Mischung aus Verunsicherung und Hoffnung bereits im vergangenen Jahr vorweggenommen. Ihr Song »What Was I Made For« für den feministischen »Barbie«-Film wurde zur melancholischen Hymne der jungen Frauengeneration. Nach dem Ausgang der US-Wahl klingt sie umso prophetischer.

Sie habe vergessen, was es heißt, glücklich zu sein, singt Eilish da. Aber sie wisse, dass sie glücklich sein könne, dass sie darauf warten müsse – und dass sie dafür gemacht sei.

Susanne Beyer, Ulrike Knöfel